

Anrede

Ich beginne mit einem Zitat:

**„Erinnert Euch an das kleine Licht,
das von Bethlehem ausging und die Welt erhellte.“**

So schreibt es die Friedensaktivistin Faten Mukarker aus Beit Jala, in einem Vorort der christlichen Geburtsstadt. Und genau das wollen wir heute Abend gemeinsam tun: erinnern an das Licht einer kleinen Stadt mit einer großen biblischen Vergangenheit.

Wenn ich aus dem Nahen Osten berichtet habe oder wenn ich hierzulande darüber spreche, dann ist es stets der Versuch, zu erklären, warum es bis heute ausgerechnet im Heiligen Land so schwer ist, den sehnlichst gewünschten und für die Menschen überlebensnotwendigen Frieden auf Erden zu schaffen.

Es geht darum, eine Antwort zu geben auf die Frage, warum beispielsweise die **friedvollen** Geschichten aus der Bibel heute noch immer von **unfriedlichen** Realitäten rings um die historischen Stätten begleitet werden.

Und ich versuche bei diesen und anderen Gelegenheiten stets deutlich zu machen, warum ausgerechnet hier in bedrückender Weise deutlich wird, dass im Jordantal, an der Geburtsstätte dreier Weltreligionen – Christentum, Judentum und Islam - noch immer kein Frieden eingezogen ist.

Hier zeigt sich, wie weit auch über 2000 Jahre nach Christi Geburt Verklärung und Verkündigung, Anspruch und Wirklichkeit der biblischen Texte noch auseinander liegen, ja im Widerspruch stehen: einerseits so, wie sie damals aufgeschrieben wurden, und andererseits so, wie wir sie heute erleben:

Hier, auf engstem Raum mit Entfernungen von oft nur wenigen Kilometern, liegen die biblischen Stätten, an denen man auf Schritt und Tritt den Verkündigungen des Alten Testaments begegnet: einer Verheißung mit dem heute oft so fragwürdigen Titel **„Und Friede den Menschen auf Erden...“**

Nehmen wir Bethlehem - den Ort, der wie kein anderer einen solchen Widerspruch zwischen Friedenshoffnung und bitterer Realität verkörpert:

Wer nimmt diese kleine Stadt mit der großen biblischen Vergangenheit denn heute noch als den Geburtsort Jesu wahr? Die Nachrichten sprechen im Zusammenhang mit der Stadt am Rande von Jerusalem nur von Besatzung und Besetzern.

Wenn vom Krippenplatz die Rede ist, hat man eher israelische Patrouillen oder gar anrückende Panzer vor Augen als biblische Zeugnisse.

Bei der Geburtskirche erinnert man sich eher an verschanzte palästinensische Kämpfer als an Einzelheiten der Grotte mit der Krippe. Statt von den „Hirten auf den Feldern“ spricht man eher von den Menschen in den überfüllten Flüchtlingslager vor den Toren der Stadt.

Hier leben diese Menschen auf engstem Raum, in einem Alltag, der geprägt ist von Misstrauen bis Hass, durch eine teuflische Spirale von Gewalt und Gegengewalt.

Gute Nachbarschaft ist Voraussetzung für den alltäglichen Frieden. Es ist ein Irrglaube, gute Zäune machten gute Nachbarn. Im Gegenteil!

Inzwischen hat Israel eine acht bis zehn Meter hohe Betonmauer gebaut, auch um Bethlehem herum und teilweise sogar durch Teile der Stadt.

Die eingangs zitierte palästinensische Schriftstellerin Faten Mukarker schreibt sich in kurzen Szenen die Wut über die Mauer, die inzwischen quer durch ihre Lebensgrundlage, ihr Land und ihren Garten geht, von der Seele. Sie konzentriert ihre Kritik auf den früheren Regierungschef Ariel Sharon, und sie fühlt sich angesichts der Sperranlage an ein Kinder-Spiel erinnert:

„Man könnte auch an eine Kindertaktik glauben, die Scharon entwickelt hat. Er denkt, wenn er uns – die Palästinenser - hinter einer Mauer verschwinden lässt, also nicht mehr sieht, dann gibt es uns nicht mehr.“

Und sie fügt hinzu:

„Wenn ich an der Mauer stehe und an ihr hochschaue, verliere ich das Gleichgewicht, denn sie ist acht Meter hoch: Betonklotz an Betonklotz, sauber und ordentlich aneinander gereiht.“

„Wisst ihr, was ihr angerichtet habt?“ - fange ich ein Selbstgespräch mit ihnen an.
„Ihr habt geteilt, zerteilt und enteignet.“

Aber Faten Mukarker weiß, dass sie zusammen mit ihren Kindern und vielen ihrer Landsleute den ungleichen Kampf mit Israel schon verloren hat. Dennoch sagt sie:

„Wir werden nicht aufgeben, an Freiheit und unsere Würde zu glauben.“

Ob wohl meine Enkelkinder auch hier stehen werden? – streift mich ein Gedanke kurz und lässt mich erschauern.

Nein! – schreie ich zurück - Scharons Rechnung wird nicht aufgehen.“

Scharon ist inzwischen aus der (politischen) Landschaft verschwunden – die Mauer aber steht weiterhin...

Es ist eine Mauer, die insgesamt Hunderte von Kilometern lang ist und Millionen Dollar kostet. Von Dschenin im Norden über Jerusalem in der Mitte bis Hebron im Süden des seit 1967 von Israel besetzten und inzwischen sogar auf weiten Flächen besiedelten palästinensischen Westjordanlandes.

Eine Mauer, die zu Beginn als Zaun oder Schutzwall verniedlicht wurde, die heute an technischem Wahnsinn die Berliner Mauer von damals noch weit übertrifft. Warum? Um sich vor den Palästinensern und dem Terror zu schützen. Aber ich frage mich: hat denn niemand aus der Geschichte gelernt? Frieden erreicht man doch wohl eher durch Gemeinsamkeiten als durch Trennung!

Ich glaube: Nur wer die Ursachen beseitigt, kann die Konsequenzen beherrschen. Das lehrt uns der Terror weltweit: Hunger und Unterdrückung, kein Obdach und keine Bildung, keine Rechte und keine Ressourcen führen in Perspektivlosigkeit, Wut und Verzweiflung, die sich immer wieder in Hass und Gewalt entladen. Niemand darf – und sei es aus Selbstgerechtigkeit - Ursache und Wirkung verwechseln. **Ich glaube:** Nur wer den Menschen Hilfe bringt, der bringt auch Friede auf Erden den Menschen seines Wohlgefallens.

Sie alle kennen das lateinische Zitat „Pax optima rerum – Der **“ Friede ist das höchste Gut...“**

Warum tut man sich manchmal so schwer, Frieden zu schaffen, der nun einmal das höchste Gut für die Menschen auf Erden ist. Wir haben hier in Deutschland eine ganz besondere Erfahrung mit Krieg und Frieden.

Wir haben gleichermaßen bittere Erfahrung gesammelt mit Leid und Tod, Verwüstung und Vertreibung, religiöser Verblendung und Intoleranz.

Damit gemeint sind nicht nur der schreckliche Erste wie der Zweite Weltkrieg – nein, das beginnt schon mit dem 30jährigen Krieg, aber auch mit dem Frieden von 1648, geschlossen in Münster und Osnabrück. An den Erfahrungen des Krieges, aber vor allem an den Prämissen des Westfälischen Friedens orientiert sich DINO, unsere Initiative. Und wir fragen: Was können wir daraus lernen?

„**Pax optima rerum**“ –**der Friede ist das höchste Gut**“- steht auf der Herdplatte am Kamin im Friedenssaal des Rathauses zu Münster. Dazu am Kronleuchter: **„Befleißigt Euch der Gerechtigkeit, die ihr auf Erden richtet... !“** Und auf der Gerichtschranke ist zu lesen: **„Man höre beide Parteien“**. Das ist so gut, das könnte aus der Bibel sein!

Diese drei schlichten Sätze, die der Schlüssel zum Frieden von 1648 waren, könnten noch heute als Gebrauchsanweisung (für die Vereinten Nationen und andere Gremien und Regierungen!) dienen. Und sie könnten ein leuchtendes Beispiel sein, das wegweisenden Charakter hat.

Und er wäre vielleicht auch eine Brücke zum Nahost-Konflikt: „Vor allem bleibt er Vorbild für die Fähigkeit, nach Zeiten ungeheuren Schreckens wieder eine auf gegenseitige Achtung gegründete Ordnung zu stiften“, so Roman Herzog.

Könnte all das nicht auch für die Situation im un-heiligen Land, in Israel, Palästina und für die gesamte Region, ja eigentlich für alle Kriege von heute gelten?

Der frühere nordrhein-westfälische Europa-Minister Breuer hat im Januar vor der Universität Bethlehem daran erinnert, dass „das Dilemma der Feindschaft von Nachbarn ... in Europa nicht zuletzt durch die Überwindung von Erbfeindschaften überwunden (wurde)“. Das Beispiel der europäischen Integration könne auch auf andere Regionen übertragen werden, meinte er.

Es sei freilich kein Selbstläufer, sondern müsse immer wieder erarbeitet und erneuert werden, damit die Konflikte in friedliche Bahnen gelenkt würden.

Und der letztjährige Träger des Westfälischen Friedenspreises, der frühere französische Staatspräsident Valérie Giscard d'Estaing, sagte bei der Verleihung im Rathaus zu Münster: „Der ungerechteste Friede ist immer noch besser als der gerechteste Krieg“. Und fügte hinzu: „Damals, nach dem Zweiten Weltkrieg, hat Europa den Kampf gegen die eigene Geschichte gewonnen und seit mehr als einem halben Jahrhundert den Frieden gesichert.“

Also gibt es vielleicht doch Hoffnung durch positive Beispiele?

Für Bethlehem wie für andere palästinensische (autonome!) Städte gilt: einheimische wie auswärtige Besucher müssen sich bei der Ein- und Ausreise einer langwierigen Kontroll-Prozedur durch israelische Soldaten unterziehen.

Bei allem Verständnis für die berechtigte Sorge um die Sicherheit der israelischen Bevölkerung bedeutet das alles zweifelsohne einen weiteren tiefen Einschnitt vor allem für eine Stadt wie Bethlehem, die für das wirtschaftliche, soziale und politische Überleben fast ausschließlich auf den Tourismus angewiesen ist.

Heute liegt die Arbeitslosigkeit bei 50 bis 75 Prozent. Es ist eine Mauer, die den Menschen im wahrsten Sinne des Wortes die Luft zum Atmen nimmt.

Da schreibt Faten Mukarker anlässlich der Geburt ihres Enkelkindes im Mai dieses Jahres:

„Einen Tag alt – geboren hinter der Mauer in Bethlehem.

Was werde ich ihr eines Tages antworten, wenn der Tag kommt, dass sie fragen wird: Wie sieht es hinter dem grauen Beton aus, der unsere Stadt umgibt?

Werde ich selbst noch Erinnerungen haben, um es ihr beschreiben zu können?

Was werde ich antworten, wenn sie nach den Menschen auf der anderen Seite fragt? Sind es Freunde oder Feinde?

Aber vielleicht komme ich um die Antwort herum, und sie wird denken, die Welt hört einfach auf an der Mauer.“

Was für ein Gedanke...

Noch einmal biblische Geschichte und Realität der Gegenwart mit ein paar Beispielen:

Unten rechts, früher noch **im** Stadtgebiet von Bethlehem, aber nun im Schatten der drohend-schwarzen Mauer, liegt das Grab Rachels, das ist die Frau des Erzvaters Jakob, die Mutter von Benjamin und Joseph.

Hier beten jüdische Mütter für eine glückliche Geburt - friedlich und still, paradoxerweise aber hinter den neuen Mauern aus Stahlbeton.

Die palästinensischen Mütter aus der kargen und steinigen Umgebung haben ein ganz anderes Ziel: sie pilgern zum Caritas Baby Hospital, das der Schweizer Pater Ernst Schnydrig 1952 auf einem Hügel am Rande von Bethlehem in Sichtweite der Mauer gegründet hat. Hier suchen und finden bis heute die oftmals selbst kranken und verzweifelten Frauen mit ihren Kleinkindern medizinische und psychologische Hilfe.

„Lasset die Kindlein zu mir kommen“... - dieses Wort hatte sich die Kinderfachärztin Dr. Mechthild Ehling aus Münster schon vor über 25 Jahren zu Eigen gemacht. Sie leitete bis zu ihrer Pensionierung jahrelang mit großem persönlichen Einsatz dieses finanziell chronisch-krankes Baby-Hospital mit seinen knapp 100 Betten. Es ist das einzige Kinderkrankenhaus in den palästinensischen Gebieten mit rund 500.000 Kindern unter vier Jahren.

Die unerschrockene, unermüdliche Kinderärztin kam aus den Slums von Soweto in Südafrika und glaubte, es könnte schlimmer nicht kommen – aber es kam schlimmer. Dennoch haben sich ihr Team und sie selbst bis heute nicht entmutigen lassen von den Umständen ringsum. Sie alle leisten bis heute auf ihre Weise einen eigenen Beitrag zum Frieden.

Es ist ein verzweifelter Kampf gegen den Teufelskreis aus Armut, Unterernährung, mangelnder Hygiene, fehlender Familienplanung und Inzucht, die aus der Isolierung eines ganzen Volkes gefördert wird. Und es sind die unzureichenden Unterkünfte, die im Sommer viel zu warm und im Winter viel zu kalt sind.

So sind die kleinen Patienten Menschenkinder von manchmal wenigen hundert Gramm, nicht selten missgebildet, fast immer an der Grenze zwischen Leben und Tod.

Weil Müttern die Weiterfahrt zu einem Krankenhaus verwehrt wurde, wurden in Palästina allein in eineinhalb Monaten des letzten Jahres 69 Babys an Checkpoints geboren. Seit 2001 sind dabei oder danach mehr als 30 dieser Kinder wegen mangelnder medizinischer Hilfe gestorben.

Man muss sich das mal vor Augen halten: 563 Checkpoints blockieren den Alltag im Westjordanland - 85 Prozent nicht an der Grenze zu Israel, sondern zwischen palästinensischen Dörfern! - und machen so einen wirtschaftlichen wie privaten Austausch völlig unmöglich...

Biblische Rückblende: *„Und sie gebar ihren ersten Sohn, wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.“*

Heute, da wir auch hierzulande über „Krippenplätze“ diskutieren, ist dort die Situation für die Menschen noch schlechter – kein Raum für ein Volk und seine Kinder, die, zusammengepfercht, vielfach selbst ohne Stall und Krippe, in elenden Lagern aufwachsen müssen.

Ein normales Leben in den Autonomiegebieten ist weitgehend unmöglich: Im zweiten Quartal 2006 lebten bereits 70 Prozent der Palästinenser unter der Armutsgrenze. Der Schulunterricht fällt häufig aus, die medizinische Versorgung ist katastrophal, der wirtschaftliche Zusammenbruch und die damit einhergehende die hohe Arbeitslosigkeit bis zu 75 % zeigen eine langfristige weit verbreitete Perspektivlosigkeit. Das ganze trifft vor allem die junge Generation, die in der gesamten arabischen Welt in einer klaren Mehrheit ist.

Also: Friede den Menschen auf Erden? Wo denn? In den trostlosen, staubigen Lagern rund um Bethlehem, in Hebron, Nablus und Ramallah? Sie sind alltägliche Zeugnisse der ungelösten Flüchtlingsproblematik, Synonym für den Unfrieden. Wir finden sie in Gaza und Amman, im Südlibanon wie in Beirut, in Bangladesch wie in Afrika, in Tschetschenien und Pakistan.

Ich habe die meisten der Lager im Nahen Osten gesehen, und deshalb weiß ich, wovon ich rede. Diese Lager sind überall auf der Welt so schrecklich gleich: sie sind vielfach ohne Wasser und Kanalisation, ohne Müllabfuhr und ohne elektrisches Licht, voller Kinder und ohne Ärzte, ohne Schulen und ohne Lehrer, ohne Arbeit und ohne Arbeitsplätze.

Diese Lager – um Bethlehem und weltweit - sind der Nährboden für den Hass, der aus der Verzweiflung geboren wird, Wo der Glaube schwindet, weil Gebete zu Jesus und Allah aus Sicht der Betenden und Bittenden scheinbar ungehört verhallen.

Die Auseinandersetzungen in der Region haben für die Christen im Nahen Osten noch eine besondere Konsequenz: sie resignieren vielfach und verlassen ihre Heimat, suchen einen Neuanfang in den USA, in Europa und anderswo.

Papst Benedikt XVI. hat jüngst die prekäre Situation der christlichen Minderheiten im Nahen Osten beklagt und die Christen zum Bleiben aufgerufen. Wörtlich sagte der Heilige Vater:

„Die schwierige Situation, in der sich die Zivilbevölkerung und die christlichen Gemeinden in dieser Region befinden, ist für uns alle ein Grund tiefer Besorgnis. In der Tat, die christlichen Minderheiten empfinden es als schwierig, inmitten einer so instabilen geopolitischen Situation zu überleben und sind oft versucht auszuwandern. Dennoch, die Christen aller Religionen und Gemeinschaften im Nahen Osten sind dazu aufgerufen, standhaft zu bleiben in der Kraft des Geistes Christi.“

Auch der Erzbischof von Jerusalem, Michel Sabbah, hat gemahnt: „Die christliche Berufung im Land Jesu zu leben, verlangt von uns, in diesem Land auszuharren, auch wenn das Leben in anderen Ländern bequemer sein könnte.“

Das bedeute aber nicht, so der Lateinische Patriarch, „...klein beizugeben, sondern stattdessen mit mehr Kraft und größerer Einigkeit zu einem wirklichen Widerstand zu gelangen, der nicht das Ziel hat, den Gegner zu zerstören oder unsere Herzen mit Rachsucht gegen ihn zu erfüllen, sondern dem Übel der Besatzung mit all ihren Bedrängungen ein Ende zu setzen“.

Auf schwindende Zahl der Christen in Israel und in den palästinensischen Gebieten hat auch der Jerusalemer Bischof Munib Younan hingewiesen: seit 1967 sank ihre Zahl von 15 % der Bevölkerung auf heute 1,5 %. Der jordanischen König Abdullah mahnte: „Christen sind ein Bindeglied der arabischen Gesellschaft“. Immerhin hat auch die amerikanische Außenministerin Condoleca Rice bei ihrem jüngsten Besuch in Bethlehem die große Bedeutung der Kirche für die Überwindung der bestehenden Hindernisse für einen endgültigen Frieden hervorgehoben.

Ein Beispiel dafür ist Mitri Raheb: Christ und Palästinenser, Pfarrer der ev.-luth. Weihnachtikirche in Bethlehem, Direktor des Internationalen Begegnungszentrums, Träger des Tschelebi-Friedenspreises des Islam-Institutes in Soest – und DINO-Mitglied, alles in allem ein engagierter Verfechter der Toleranz und des Ausgleichs.

Sein aktuelles Buch „Bethlehem hinter Mauern“ beschreibt eindrucksvoll den Alltag in der Geburtsstadt Christi und unternimmt gleichzeitig trotz verbreiteter Hoffnungslosigkeit den Versuch, sich intensiv mit dem Alltag auseinander zu setzen – wobei Bethlehem stellvertretend für Hunderte ähnlicher Städte und Dörfer im besetzten Westjordanland und in Gaza steht.

Bethlehem ist nun mal ein Symbol dieser Konflikte in einer arabisch- islamischen Gesellschaft, die sehr stark durch die andauernden Auseinandersetzungen zwischen Israel und den Palästinensern geprägt ist.

Aber das Titelbild des Buches, auf dem ein arabischer Junge mit Kafija und ein jüdischer Altersgenossen mit Kipa Hand in Hand den – im wahrsten Sinne des Wortes – „steinigen“ Weg durch die Wüste gemeinsam gehen, ist von ungeheurer Symbolkraft.

Was hat man dieser Stadt im Laufe der letzten Jahre nicht alles angetan: Belagerung und Besatzung, Ausgangssperre und Auflagen, Pressionen und Depressionen, die die Aufbruchstimmung der Menschen im Keim erstickt haben!

Wer wie ich im letzten Sommer an einem Gottesdienst in der ev.-luth. Weihnachtskirche in Bethlehem teilgenommen hat, versteht noch besser die Probleme und den täglichen Kampf eines Hirten um den Zusammenhalt seiner kleinen Gemeinde, die durch den andauernden Wegzug der Mut- und Hoffnungslosen

aus ihrer Heimat in einen ganz anderen Teil der Welt langsam, aber sicher dezimiert wird.

Seine Kirche liegt am Madbassah-Platz, eigentlich dem „Köln-Platz“, seit vor Jahren vom Kölner Städtepartnerschafts-Verein eine Dom-Spitze auf der renovierten Anlage aufgestellt wurde. Im Laufe der Zeit wurde sie allerdings bei den immer wieder erfolgenden israelischen Einmärschen und militärischen Aktionen von Panzern völlig plattgewalzt. Nun liegt sie als ein weiteres Zeugnis sinnloser Zerstörungen danieder...

Die Christen verlassen die Heimat, die Verwandten und die Freunde. Aber sie lassen mehr zurück als all das – eben auch eine Insel der Christen, ihre Gemeinde, die des Pfarrers Mitri Raheb.

Unser DINO-Mitglied, Patriarch Gregorios III. , sagte in Münster : „Wenn der Trend der Auswanderung anhält, bleibt vielleicht einmal nur noch ein christliches Disneyland übrig, das dann besichtigt werden kann“.

Und in seiner letzten Weihnachtsbotschaft schrieb er: „Die christliche Präsenz und das Zusammenleben unter den gläubigen Christen, Moslems und Juden ist bedroht durch Kriege, Krisen und den wachsenden Fundamentalismus, den zunehmenden Hass und die Gewalt.“

„Demgegenüber“, so der Patriarch weiter, „ist der Friede die größte Aufforderung, das größte Muss, das höchste Gut und die wahre Garantie für eine Zukunft in Freiheit, Würde, Sicherheit und mit Fortschritt für die Jugend bei den Moslems, den Christen, den Juden, die die Zukunft der arabischen Länder bauen.“

Zur Erinnerung: Seine libanesischen Diözese wurde im Libanon-Krieg zum Katastrophengebiet. An den fünf Kirchen entstand ein Schaden von 800.000 Dollar, 180 Häuser wurden zerstört, dazu 40 Industriegebiete und 85 Brücken.

Es gibt in diesen Kriegen keine Sieger, immer nur Verlierer – und das sind die Menschen! Seine bittere Bilanz damals: „Dieser Krieg ist eine Schande für die Welt“ – was für jeden Krieg gilt...

Die Lager, in denen die Menschen auf eine Wende warten, spiegeln in ihrer Perspektivlosigkeit eben auch das ganze Elend ihrer Bewohner und damit das Dilemma des Friedensprozesses im Nahen Osten wieder.

In diesen Lagern wächst eine Generation ohne Zukunft heran, wenn sich die Situation nicht rasch ändert.

Daraus ergeben sich für mich ein paar auch zugespitzte, ja provokante Fragen:

Wie erklärt man im Jahre 2007 eigentlich einem kleinen Jungen in Bethlehem oder einem palästinensischen Mädchen in Gaza, warum sie in Dreck und Armut leben müssen, ohne Wasser und Strom, vielleicht sogar ohne Lebensmittel, eingesperrt in der Enge eines Lagers, vielleicht sogar ohne Bruder, ohne Vater und Mutter, allein, abgeschnitten von den Verwandten?

Was antwortet man auf palästinensische Fragen, warum z.B. die jüdischen Siedler in ihren modernen Wohneinheiten mitten im Westjordanland oder in den Ausläufern von Jerusalem, jedenfalls auf palästinensischem Boden, unter den arabischen Einheimischen leben können, versorgt von Lastwagen auf neuen Straßen mit allen wichtigen Gütern und unbeschränktem Zugriff auf die Wasserreserven, die eigentlich doch allen gehören?

Wo sich selbst der Sondergesandte der EU, Tony Blair, fassungslos zeigt, wenn er hört, dass Palästinenser Grundwasserbrunnen nur ein Drittel so tief graben dürfen wie die Israelis, wo natürliche Ressourcen doch eigentlich allen gehören und nicht einseitig ausgebeutet werden dürfen.

Wie erklärt man das? Mit der Geschichte, mit der Politik, mit den Umständen, mit einer Situation, die näher am Krieg ist als am Frieden?

Wie erklärt man das? Mit der Geschichte, mit der Politik, mit den Umständen, mit einer Situation, die näher am Krieg ist als am Frieden?

Wer hat eine Antwort auf die Frage der Kinder von Hebron, warum sie für einen Schulbesuch demonstrieren müssen? Mit Schildern „Wir wollen zur Schule gehen“ und „Wir haben das Recht, zu lernen!“

versammeln sie sich immer wieder an einem Kontrollpunkt der israelischen Soldaten, die dort, am Rande der Stadt, regelmäßig die Schüler und ihre Taschen durchsuchen, sie warten lassen.

Die Jungen und Mädchen fragen „Warum?“ und erhalten als Antwort auf ihre Proteste Tränengas der Soldaten. Wie erklärt man das?

Wer erklärt den Jugendlichen in Tel Aviv und in Haifa, warum der Besuch einer Disco tödlich sein kann, weil palästinensische Selbstmordattentäter sinnlose Anschläge gegen Unschuldige verüben?

Wer kann der Hochzeitsgesellschaft in Amman erklären, warum Freunde und Verwandte bei einem terroristischen Bombenanschlag am schönsten Tag ihres Lebens sterben müssen? Wer erklärt den Kindern in Nablus, warum sie zufällige Opfer einer israelischen Razzia oder eines Vergeltungsschlages werden können?

Aber auch das: Wie erklärt man den israelischen Bewohnern der Städte am Rande des Gazastreifens, warum aus heiterem Himmel immer wieder Raketen auf ihre Marktplätze, Wohnhäuser und Kindergärten fallen – obwohl man doch den lange besetzten Elendsstreifen am Meer längst geräumt und den freilich zerstrittenen, rivalisierenden Palästinensern zurück gegeben hat?

Wer versteht, warum ein Unternehmer aus dem Westjordanland für einen Container von Ramallah ins gut 100 Kilometer entfernte Gaza zu transportieren vier mal so viel bezahlen muss, wie denselben Container nach China oder Australien zu verschiffen?

Wer kann einer Frau aus Gaza, die zur Beerdigung einer Verwandten von Gaza nach Ramallah fahren will, erklären, warum sie einen Umweg über Ägypten und Jordanien machen muss – eine Fahrt von 14 Stunden anstatt von 90 Minuten?

Der Blick über die Mauer: Was unser Verhältnis zu Israel angeht, darf es keine Einschränkung oder Relativierung unserer Verpflichtungen geben, die aus der unseligen Vergangenheit, der deutschen Geschichte, herrühren.

Aber – um es mit dem früheren EKD-Ratsvorsitzenden, unserem DINO-Mitglied Manfred Kock, zu formulieren:

„Kritische Fragen und Widerspruch gegenüber der Politik der demokratisch gewählten israelischen Regierung müssen selbstverständlich geäußert werden können“.

Doch komme es dabei auf Sachlichkeit und Verhältnismäßigkeit an: die Situation Israels in einer politischen Krisenregion und seine Bedrohung durch den Terrorismus müssten dabei besonders beachtet werden.

„Kritik an sich ist nicht schon antisemitisch, schon gar nicht, wenn sie sich gegen den Staat Israel richtet und nicht gegen das Judentum. Doch Kritik muss sachgerecht sein.

Sie muss berücksichtigen, dass das Recht Israels auf einen eigenen Staat immer wieder bestritten wird. Dagegen und gegen sinnlose Attentate darf sich der Staat zur Wehr setzen. Man kann die Formen, in denen das geschieht, kritisieren, aber nicht den Grundsatz“, sagte Manfred Kock.

Wie schmal der Grat ist, auf dem wir verbal wandeln, zeigt die hitzige Diskussion über Äußerungen des Eichstätter Bischofs Gregor Maria Hanke. Er hatte anlässlich der Reise der Deutschen Bischofskonferenz die Situation der Palästinenser in den von Israels Mauer umzäunten Städten und Dörfern mit der Situation im Warschauer Ghetto verglichen.

Unser DINO-Mitglied Avi Primor, Israeli und langjähriger Botschafter in Deutschland, hat die Aussage einerseits als „sachlich wie moralisch falsch“ bezeichnet, andererseits aber auch zugegeben, dass das Elend der Palästinenser in den besetzten Gebieten „schon aufwühlt“.

Israel für seine Besatzungs- und Siedlungspolitik zu kritisieren, „sei gerechtfertigt, ja sogar notwendig“, NS-Vergleiche aber wirkten kontraproduktiv. Solche Äußerungen, so die Bischofskonferenz, seien angesichts der bedrückenden Situation aus der emotionalen Betroffenheit entstanden – wofür sich, glaube ich, niemand entschuldigen muss. Im Gegenteil: die Sorge um den Friedensprozess und das friedliche Zusammenleben von Israelis und Palästinensern muss uns tagtäglich beschäftigen, damit wir endlich Wege aus der Krise finden.

„Und“, so sagt Kock, „wir dürfen die Versuche zur Lösung des Konfliktes nicht durch ‚überzogene religiöse Vorstellungen‘ behindern“. Das gelte sowohl für den ‚Glauben an einen ‚Heiligen Krieg‘ wie für die Ansicht, ‚ein von Gott gegebenes Recht auf bestimmte Gebiete zu haben‘.

„Wir müssen erreichen, “ so sagt Kock, „dass es eine kritische Betrachtung des Religiösen gibt – also sachliche, nüchterne, pragmatische Lösungen.“

Genau darum bemüht sich im übrigen auch die von mir zusammen mit Mitri Raheb und anderen gegründete Deutsche Initiative für den Nahen Osten (DINO) ...

Trotz der materiellen Not, trotz der bedrückenden Besatzungssituation und trotz der täglichen Gewalt sind sowohl bei unseren palästinensischen wie auch bei unseren israelischen Gesprächspartnern die Hoffnung und der Wille zur Versöhnung ungebrochen. Und das ist auch nachvollziehbar:

"Das Wohlergehen des einen Volkes hängt vom Wohlergehen des anderen Volkes ab" - so der ev.-luth. Pfarrer Shehadeh aus Beit Jala. „Diese Überzeugung wurzelt in der Vision, dass es nur eine gemeinsame Zukunft beider Völker im Heiligen Land geben kann und dass der Tag kommen wird, an dem das Existenzrecht gegenseitig garantiert und respektiert wird.“

Dazu passt eigentlich ein Zitat von Rabbi Hillel vor 200 Jahren zum „Wesen des Judentums“: „Was Dir verhasst ist, tue Deinem Nächsten nicht an!“

Deshalb gibt es keine Alternative zum Frieden! Das genau ist die **Botschaft**, die viele **Botschafter** braucht.

Ich gehöre zu denen, die an die Kraft der vielen biblischen Wunder glauben, die sich schon in dieser Region ereignet haben. Warum sollte sich heute nicht doch noch dass eine oder andere alltägliche Wunder ereignen?

Eine neue Schule, ein neuer Kindergarten, ein Arzt oder ein Pfarrer, die allen widrigen Umständen zum Trotz den Menschen Mut machen, ein multi-kulturelles oder multi-religiöses Projekt, das Grenzen überwindet und das Menschen zusammenführt? Daraus könnte eine Hoffnung erwachsen, die durch kleine menschliche Schritte und Taten derselben Politiker entsteht, die sich im Gewirr der Roadmaps und Resolutionen längst von der Realität meilenweit entfernt haben.

Wunder wirken können karitative Organisationen, Hilfswerke, Initiativen der Zivilgesellschaft wie DINO und nicht zuletzt Einrichtungen rund um das Internationale Begegnungszentrum mit all seinen Einrichtungen, insbesondere der Dar al Kalima - Schule in Bethlehem, die auch vom deutschen Förderverein unterstützt werden...

Faten Mukarker aus Beit Jala hat vor der Friedenskonferenz von Annapolis ihre eigene Adventsgeschichte geschrieben, die ihre Träume und Hoffnungen zum Inhalt hat:

„Es ist“ – so sagt sie – „immer der gleiche Traum.

Ein Traum, den schon mein Großvater träumte:

Ich träume von Freiheit, Menschenwürde und Menschenrechten, die meine Heimat Palästina erreichen würden.

Schaue ich zurück:

Meine Träume haben immer ein jähes Ende gefunden.

Immer waren sie ein kurzlebiger ‚Vogel Hoffnung‘.

Doch kann ich die Hoffnung, die in mir wach wird, nicht unterdrücken.

Gegen meinen Willen und Verstand wird sie größer und größer.

Bald wird sie so groß sein wie die Mauer, die uns umgibt.

Der Traum beginnt.

Meine Hoffnung bekommt Flügel, fliegt über die Mauer zu den Israelis, vermischt sich dort mit deren Hoffnung auf einen Frieden, und zusammen sind beide stark genug, bis nach Annapolis zu kommen.

Dort stellen sie sich vor unsere Politiker.

Jede Hoffnung spricht in ihrer Sprache auf ihre Politiker ein.

Sie flehen und bitten, dass sie die Menschen, die sie zurück gelassen haben, nicht enttäuschen.

Sie erzählen ihnen von ihren Träumen.

Noch ist mein Vogel Hoffnung nicht zurückgekehrt...”

Wir alle aber müssen an die Hoffnung glauben, die bekanntlich erst zuletzt stirbt....

Und noch immer muss für alle Menschen gelten, was uns eine alte arabische Weisheit lehrt: “Eine Unze Hoffnung wiegt schwerer als eine Tonne Sieg!”

Ich danke Ihnen für ihre Aufmerksamkeit!